



Pfr. Ulrich Knellwolf

Mittwoch, 1. Januar 2020

Das Wort ist beständiger als Stein

*Denn die Berge werden weichen
und die Hügel wanken,
meine Gnade aber wird nicht von dir weichen,
und mein Friedensbund wird nicht wanken,
spricht, der sich deiner erbarmt, der HERR.
Du Gede müttigte, Sturmzerzauste, Nichtgetröstete,
sieh, ich lege deine Steine mit hartem Mörtel
und deine Grundmauern mit Saphiren. Jesaja 54,10-11*

Liebe Gemeinde,

Ich vermute, dass wir mitten in einem weltweiten Bewusstseinswandel über die Bedingungen unseres Daseins stecken. In einem Wandel, wie er seit Jahrtausenden in dieser Grundsätzlichkeit nicht geschah.

Vorläufig nur so viel: Die ewige Stadt als Lebensmodell ist hinfällig. Das hat sich seit langem angebahnt. Als im 19. Jahrhundert die Befestigungen unserer Städte grossenteils abgerissen wurden, war es zum erstenmal deutlich sichtbar. Inzwischen erodiert viel mehr als nur die Stadtmauer. Was bis vor kurzem als ewig galt, erweist sich als akut vergänglich: der ewige Schnee schmilzt, die ewigen Berge bröckeln.

Biblisch geprägtes Denken hat zu diesem Wechsel einiges zu sagen. Davon will ich am Neujahrsmorgen reden.

Der grösste belegbare Bewusstseinswandel in der bisherigen Menschheitsgeschichte war der Übergang vom Nomadentum zur Sesshaftigkeit. Beleg dafür ist die Entstehung von Städten im Vordern Orient gegen Ende der Jüngerer Steinzeit. Als älteste Stadt dort galt lange, nicht ganz unumstritten, Jericho im Jordantal – uns allen wohlbekannt aus der Bibel. Jericho, sagen die Archäologen, gibt es seit etwa 9000 vor Christus.

Wie stark der Wechsel von der nomadischen Hirtenkultur zur städtischen Ackerbaukultur unsere Vorfahren beschäftigte, ist aus der biblischen Sage von Kain und Abel zu erkennen. Kain ist sesshafter Ackerbauer, wohnhaft in einer Stadt. Sein Bruder Abel ist immer noch Hirt, der mit seiner Herde umherzieht. Kain ist neidisch, dass Gott den altmodischen Hirten scheinbar viel sichtbarer segnet als ihn, der mit der Zeit geht. Darum schlägt er Abel tot. Vielleicht aber, weil er ihm insgeheim seine Freiheit neidet. Vielleicht auch einfach, weil Abel ihm mit seiner Herde durch die Kulturen trampelt. Der Übergang vom Nomadentum zur Sesshaftigkeit wird in der alttestamentlichen Überlieferung jedenfalls geradezu als Kriminalfall dargestellt, mit dem Sesshaften als Täter.

Warum das? Weil der Menschheit mit diesem Übergang der weite, unabgeschlossene, freie Horizont des Lebens abhanden zu kommen drohte. Sie wurde durch die Sesshaftigkeit in ein geschlossenes Weltsystem integriert und verlor mehr und mehr das Bewusstsein, dass die Welt nicht endgültig erfasst werden kann, weil sie noch gar nicht fertig, sondern erst im Werden ist.

Jericho, sage ich, war wohl die erste richtige Stadt. Was macht eine Stadt aus? Die Mauer darum herum. Sie zieht eine scharfe Grenze zwischen der Welt innerhalb und der Welt ausserhalb. Die Mauer begrenzt den Horizont und schliesst Neues, Unvorhergesehenes aus. Die Mauer vermittelt den Eindruck: Hier sind wir am Ziel unseres Weges, ein für allemal niedergelassen in einer überschaubaren, berechenbaren Welt, vor Überraschungen geschützt.

Aber innerhalb der Mauer lebt man viel enger aufeinander als in der freien Landschaft. Damit Konflikte nicht eskalieren, braucht es eine feste Ordnung. Am besten eine geschriebene oder in Stein gemeisselte. Wer sich nicht daran hält, wird aus der Stadt verbannt und dem Verderben in der Wildnis ausserhalb der Mauer überantwortet. Denn Abenteuer setzen die Sicherheit der Stadt aufs Spiel.

In Kanaan galt die Ordnung in der Stadt als Teil der Ordnung in der Natur, gemäss der jeden Frühling die Erde ausschlägt und im Lauf des Jahres Frucht bringt, die Mensch und Tier ernährt. Für die Zuverlässigkeit dieser Wiederkehr des Gleichen war in Kanaan das Götterpaar Baal und Aschera zuständig. Es verlangte für die Sicherheit Tribut. Die Städter mussten ihm alles Erstgeborene zum Opfer bringen, auch die erstgeborenen Kinder.

Weiter östlich, in Mesopotamien, sah man die Sache noch umfassender. Hier war die ewige Ordnung durch die Sterne an den Himmel geschrieben, den man sich als gemauertes Gewölbe vorstellte. Das All als eine einzige riesige, ummauerte und nach unveränderlichen Gesetzen geordnete – eben ewige – Stadt. Wollten sie leben, mussten sich die Menschen widerspruchslos in das System der Stadt und des Alls einfügen.

Diese städtische Kultur als Modell des festen, ewig unveränderlichen Weltgebäudes löst um 9000 vor Christus die Wanderkultur der Hirten ab, für die alles im Fluss war, im Werden und noch nicht fertig. Da war, was galt, nicht festgeschrieben und in Stein gemeisselt; es wurde Mal für Mal verhandelt und durch Wort und Handschlag bekräftigt. Ich hab's selbst noch erlebt, wie Bauern und Viehhändler, letzte Nachfahren der alten Hirtenkultur, auch bei uns mit Wort und Handschlag grosse Geschäfte abwickelten.

Die Propheten Israels polemisierten lauthals gegen den kanaanäischen Götzendienst und hielten nichts von der babylonischen Gestirnsreligion. Das Alte Testament betont, dass die Israeliten Nomaden waren und es länger blieben als ihre Nachbarn. Und die Bibel tut alles, dass diese Herkunft nicht verdrängt und vergessen wird, wie es etwa in Griechenland gründlich geschehen ist. Die Bibel versucht, uns beizubringen, dass wir hier nicht endgültig, sondern vorübergehend daheim sind in einer Welt, die noch im Werden ist. Die Bibel will bewirken, dass wir, obwohl sesshaft, wenigstens im Geist Nomaden bleiben. Dazu erzählt sie die Geschichte von Abraham, der aus dem festgefügtten Universum Babyloniens hinausgerufen wird mit dem Versprechen: «Ich zeige dir ein neues Land. Und ich mache dich zu einem grossen Volk und segne dich und mache deinen Namen gross, und gesegnet werden durch dich alle Völker der Erde» (Genesis 12,2-3). Zudem erzählt die Bibel den grossen Auszug Israels aus der Sklaverei, der mit den Worten beginnt: «Ich habe das Elend meines Volks in Ägypten gesehen und ihr Schreien über ihre Treiber habe ich gehört; ich kenne seine Leiden. Darum bin ich herabgestiegen, um es aus der Hand Ägyptens zu erretten und aus jenem Land hinauszuführen in ein schönes und weites Land, in ein Land, wo Milch und Honig fliessen» (Exodus 3,7-8).

An diese Geschichten erinnert das Alte Testament auf Schritt und Tritt. Und im Neuen sagt Jesus vom Tempel in Jerusalem, der für die Ewigkeit dazustehen schien: «Kein Stein davon wird auf dem andern bleiben» (Markus 13,2) und nennt sich selbst einen Menschen ohne festen Wohnsitz, der nicht hat, wo er sein Haupt hinlegen kann (Matthäus 8,20). Es ist, als wolle die Bibel die Erinnerung an die Hirtenkultur wachhalten, weil sie uns eines Tages Orientierung geben kann. Und die Bibel redet unverdrossen von Gott, der nicht in Stein gemeisselt, und dessen Wort auch nur provisorisch in einem Buch aufgeschrieben ist. Die Bibel redet von Gott wie von einem Handelspartner in der nomadischen Hirtenkultur, der sein Wort gibt und sich mit Handschlag oder Pfand dafür verbürgt. Das Pfand Gottes für die Gültigkeit seines Wortes ist kein anderer als der Wanderprediger Jesus aus Nazareth.

Liebe Gemeinde, ich glaube, dass wir da angelangt sind, wo wir diese Erinnerung brauchen. Denn das Weltmodell der letzten 11000 Jahre, das Modell der ewigen, ummauerten, in sich geschlossenen Stadt, die auf unerschütterlichen Fundamenten steht und vom Himmelsgewölbe überdacht ist, taugt nicht mehr. Es schmilzt uns wie der angeblich ewige Schnee und bröckelt uns wie die angeblich ewigen Berge unter den Füßen weg und löst sich in der Theorie vom Urknall wie Nebel auf.

Was daraus resultiert, ist Unsicherheit und Angst. Angst klammert sich, so lehrt die Bibel, an falsche Propheten. Das sind Leute, die einen einzelnen Aspekt der Wirklichkeit überblicken, jedoch behaupten, damit alles zu kennen. Durch ihre verallgemeinernde Methode machen falsche Propheten aus Angst apokalyptische Panik. Die sucht verzweifelt nach Schuldigen für die Erosion der alten Sicherheiten. Das angeblich vollkommene System des Alls kann nur von den Menschen gestört werden, aus Dummheit oder Bosheit; Egoismus ist die Mischung aus beidem. Und die Welt vor seinem eigenen Fehlverhalten retten kann nach diesem Modell auch nur

der Mensch. Also wird nach Vorschriften und Gesetzen gerufen, um dem verantwortungslosen Treiben zu begegnen. So haben wir's im letzten Jahr erlebt.

Und als sollte das Bild noch verschärft werden, brannte im April die Notre Dame in Paris. Eine junge Frau stand davor und schluchzte: «Le feu détruit notre coeur.» Sie meinte: Das Feuer zerstört das, was unserem Herzen Halt gibt. Und am Heiligen Abend, viel kleiner, jedoch näher und darum erst recht unter die Haut gehend, brannte der Kirchturm im bernischen Herzogenbuchsee, wo Gotthelf einst fünf Jahre lang als Vikar gepredigt hat. Kirchen stehen zwar nicht nur in Städten, aber sie sind der Inbegriff der festen Stadt. Schauen Sie dieses Haus hier an und sein Gegenüber jenseits der Limmat. Wahrzeichen, die Sicherheit ausstrahlen. Wenn so etwas sich als vergänglich entpuppt - am Heiligen Abend war's hörbar in den Kommentaren – kommen apokalyptische Untertöne auf: Seht, jetzt fällt auch der letzte Halt dahin. Und die Frage drängt sich auf: Was bleibt?

Es ist bemerkenswert, dass weder die Abrahams- noch die Exodusgeschichte so fragt. Denn so fragen heisst: Zurückschauen. Und dort schmilzt und bröckelt ja alles. Die beiden grossen Auszugsgeschichten der Bibel fragen überhaupt nicht. Sie beginnen mit einem Versprechen. Dieses heisst: «Ich, Gott, der Schöpfer des Lebens – ich verspreche euch eine Zukunft. Ich gebe euch mein Wort, dass ich das Werk meiner Hände nicht fallen lasse. Ich bin mit der Schöpfung noch nicht fertig. Und ich lasse nicht von ihr, bis all die grossen Lebensversprechen erfüllt sind, die seit dem ersten Tag darin stecken. Noch ist alles, was lebt, wie Gras und wie die Blume auf dem Feld. «Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt, mein Wort aber bleibt für immer bestehen» (Jesaja 40,8). Und mein, deines Gottes, Wort lautet: «Die Berge werden weichen und die Hügel wanken, meine Gnade aber wird nicht von dir weichen und mein Friedensbund mit dir wird nicht wanken» (Jesaja 54,10)

Könnte es also sein, dass das Weichen der Berge und das Wanken der Hügel keine Zeichen des Untergangs ist, sondern Vorzeichen des kommenden Neuen, Vollkommenen? Immerhin heisst's auch bei Jesaja: «Horch, ein Rufer: Bahnt den Weg des Herrn in der Wüste, in der Steppe macht die Strasse gerade für unseren Gott! Jedes Tal wird sich heben, und senken werden sich alle Berge und Hügel, und das Unebene wird flach, und was hügelig ist wird zur Ebene. Und die Herrlichkeit des Herrn wird sich offenbaren, und alles Fleisch wird es sehen. Der Mund des Herrn hat es gesprochen!» (Jesaja 40,3-5) Markus zitiert das am Anfang seines Evangeliums, in dem er von Jesus berichtet, der allen, die hören konnten, verkündete, dass das Reich Gottes, die vollendete Schöpfung, im Kommen sei (Markus 1,15). Und Markus vergleicht die Turbulenzen, die damit verbunden sind, mit Geburtswehen – die vollendete Schöpfung kommt zur Welt!

Ist, was wir erleben, am Ende gar nicht der Anfang des Weltuntergangs, sondern die Geburt des vollendeten Schöpferwerks, in dem der Tod seine Macht verliert, das Leben triumphiert und Gottes Herrlichkeit alles erfüllt? Versprochen jedenfalls ist es uns, das steht fest. Amen.